

in einem Gebete bei Homer den pelasgischen Zeus an, als dessen Verehrer er die Sellen bezeichnet, die um den heiligen Eichenhain Dodonas herumsitzen, wie die Silinger (Schlesier) um den Zobtenberg. In Schlessien aber hat das dem altheidnischen Kultsitz des Zobtenberges benachbarte Sudetengebirge nach den Asegen, Asken, die kein anderes Volk waren als die germanischen Pelasger, in urältester Zeit den Namen Askengebirge (bei Ptolemäus im 2. nachchristlichen Jahrhundert: Askiburgion), in dem der Oberlausitz zunächst liegenden deutschen Böhmen das an das Lausitzer Gebirge sich anschließende Jeschkengebirge den Namen bekommen; denn Jeschke oder Aske — es ist dieselbe nur mundartlich verschieden gefärbte Benennung der rechtsprechenden germanischen Märker, auch „Mähren“ (im Altertum: Markomannen = Markmannen) oder Markgenossen. Als Zeugnis für diese urgermanische Bevölkerung haben wir in Schlessien die vielen Siedelungen des Namens Ossig, in Böhmen, dem Lande der „Bannhagmannen“, am Fuße des Jeschkengebirges die Stadt Oschitz, deren Namen nur durch die tschechische Zunge entsteht ist.

Nun versteht man, warum in der Edda Ask, in der griechischen Sage Pelasgos als der erste Mensch bezeichnet wird und die ägyptischen Priester die Phryger, die, wie bemerkt, auch Askantier hießen, für die ältesten Menschen hielten. Freilich bedeutet Ask auch die Asche, weil eben diese im Norden der Baum des „Gerichtes“, der Malbaum war. Daher erzählt die Gylfaginning die Erschaffung des Menschen also: „Als (?) Söhne am Meeresstrande wandelten, fanden sie zwei Hölzer und schufen aus ihnen Menschen. Der erste gab ihnen die Seele, der zweite das Leben, der dritte Gehör und Gesicht, und es hieß der Mann Ask und die Frau Embla. Von ihnen stammt das Menschengeschlecht.“

Was aber das Asken- und das Jeschkengebirge anbelangt, so gibt es in Deutschland noch zwei weitere Bergzüge dieses Namens: in Niederdeutschland den Ossing, 1015 auch Asnig genannt, der sonst gewöhnlich Teutoburgerwald heißt, in Mittelfranken einen von der Aisch durchbrochenen niederen Höhenzug des Namens Ossig oder Ossing (Asi). Dort hat sich bis in die Gegenwart herein das altgermanische Märkergericht erhalten.

Eine Notiz im Bamberger Tagblatt (1842, Okt.) berichtet hierüber folgendes: „Auf der Ebene der südlichen Krautostheimer Hügelkette des Herrschaftsgerichts Hohenlandsberg, zwischen der Krautostheimer, Herbolzheimer, Humprechtsauer und Rüdelsbrunner Markung befindet sich ein Gelände von beiläufig 512 Tagwerk, das besonders abgesteint ist, unter dem Namen Ossig oder Ossing. Dieses Feld wird von den vier genannten Dorfschaften gemeinschaftlich besessen, ohne zu einer und derselben Markung zu gehören. Jedem der vier Dörfer werden 128 Tagwerk zur Benützung zugeteilt. Da aber der Distrikt nicht durchaus gleich gutes Erdreich hat, so wird derselbe alle 10 Jahre aufs neue unter die vier Gemeinden verteilt, um auch im Besitze des guten und schlechteren Erdreichs zu wechseln. Aus jedem dieser vier Dörfer werden nun vier Nachbarn als besondere Gerichtsmänner des Ossing aufgestellt, welche zusammen das Sechzehner-Gericht bilden. Diese versammeln sich in gewissen Zeiten auf dem Ossing und schlichten hier die vorgefallenen Angelegenheiten, welche den erwähnten Distrikt betreffen.“

Auch der Ding- oder Spielhof fehlt hier nicht. Es ist der Spielberg bei Rüdelsbrunn. Im Norden des Ossig aber liegt am Main die Stadt Oschensfurt, das deutsche Osford, die deutsche Osegesfurt oder Gerichtsfurt, Furt der Gerichtsmänner, der Osegen.

## Von einigen merkwürdigen Felsen in den Zonsdorfer Mühlensteinbrüchen

Hennigsäule — Sphinx

R. Bauer, Zonsdorf

 Ist Du, lieber Heimatzeitungsleser, schon einmal jenen Teil des Zittrouer Gebirges durchwandert, der als Zonsdorfer Mühlensteinbrüche weit über die Grenzen Deiner engeren Heimat bekannt ist? Hast Du Dir hier, um mit unserm guten alten Sellert zu reden, „die Wunder der Werke“ besehen, „die die Natur Dir aufgestellt?“ Dann bist Du gewiß auch jene schattige Schlucht hinaufgekommen, durch die der Weg zur weitbekanntem „Orgel“ führt, die auch der größte Meister nicht spielen kann. Die Felswände zu beiden Seiten sind stark zerklüftet und gestatten dadurch Ausblicke über das ganze Felsgebiet mit dem schmucken Getriebsdörchen zu Füßen, der Lausche im Westen, dem Hochwald im Osten und einem großen Teil des Lausitzgans im Norden. An der rechten Felswand einer solchen Seitenklüftung, kurz vor der Felsplatte, auf der die beiden „Orgeln“ aufgebaut sind, steht unmittelbar über dem Abgrund jene merkwürdige Säule, die jetzt den Namen Hennigsäule trägt, von den alten Zonsdorfern aber die „Kaffeekanne“ genannt wurde. Ein verhältnismäßig schwacher Sockel trägt ein viel breiteres, schlankes Gefäß in schräger Stellung, einer großen Kaffeekanne nicht unähnlich. Das „Schnäuzel“ ist nach Osten gerichtet. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt etwas über der Mitte des Kumpfes ein Stumpf die Ansatzstelle des abgeschlagenen Henkels. Sogar der Deckel fehlt nicht. Was an ihr ist merkwürdig: ihr schräger Stand auf kleiner Stützfläche, ihre schlanke, ausgeprägte Form und endlich auch ihr Name. „Wie kann der Stein sich halten? Der kann doch nicht mehr lange stehen,

der steht ja schon ganz schief! Woher diese feine, charakteristische Form? Wie kommt diese Kaffeekanne zum Namen „Hennigsäule“? Solche und ähnliche Fragen und Ermägungen hat Schreiber dieses nicht nur einmal zu hören bekommen. Es sei ihm gestattet, sie an diesem Orte einmal — so gut er kann — zu beantworten. Vielleicht geschieht manchem Heimatzeitungsleser ein Gefallen damit; vielleicht wird dadurch auch in manch anderm Freude an und Liebe zu unsrer schönen, interessanten Heimat erweckt. —

Zunächst zur Frage über die Lebensdauer besagter „Kaffeekanne“. Jedenfalls ist sie älter als die alten und ältesten Familienkannen, die noch im Gebrauch sind oder in irgend welchen Ecken irgendwelcher Altertums Museen dem Lose alles Irdischen entgegendämmern. Vielleicht überlebt sie aber auch noch Leser wie Schreiber dieser Zeilen um Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte; denn einmal liegt der Schwerpunkt des oberen breiten Säulenteils noch innerhalb der schmälteren Stützfläche, ist also noch stabil, wie der Techniker sagt, und zum andern ist ihr Fuß mit dem Sockel durch eine mit Eisen besonders fest und widerhart gemachte Schicht von groben Kieselsteinen verkittet. Also, daß auch ein Stoß „mit vereinten Kräften“ sie höchstwahrscheinlich noch nicht zu Fall bringen würde. — Und ihre schöne Form? Welcher Künstler hat die Zeichnung dazu gemacht? Welcher sie so schön modelliert? Als einst unser Gebiet, ein gewaltiger Sandsteinblock, von den Wellen des Kreidemeers zusammengetragen und hart gepreßt, infolge furchtbarer Erschütterungen durch unendlich viel Sprünge und Risse in große und kleine Quadern zerlegt worden war, machten sich Wasser und Eis, Sonne und Wind daran, den Feisen Formen zu geben, die der Natur zum Schmuck, den Menschen zur Freude und zum Nachdenken dienen sollten. Sie zeigten dabei ihren Schülern eins der wichtigsten Kunstgesetze, daß sich die Form dem Stoffe anpassen müsse, der Stoff die Form be-